

lich in Suhl (Thür.) im Quarantänelager untergebracht. Fast 2000 Menschen in diesem Fabrikgebäude, 550 in einem Saal: schlafend, essend, rauchend, tanzend, skatspielend, singend, seufzend, schreiend. Die Bettstätten übereinander, Bretter mit dünner Strohschicht, je 50 cm Breite. Das gab Kleinkrieg zwischen denen, die Grenzüberschreitungen vornahmen, unter mehr oder weniger interessierter Teilnahme der Nachbarn. Toilettenverhältnisse in Bahn und Lager unbeschreiblich! Ärztliche Betreuung sorgsam, verständnisvoll und hilfreich. In einer Ecke starben Menschen, in einer andern tanzten sie. — In all diesem Durcheinander dennoch jeden Morgen eine kleine Schar, die sich um das Kruzifix über den Betten sammelte, mit einem Lied auf den Lippen, und an jedem Abend eine ganz große Schar voll Verlangen nach Trost und Ewigkeitsluft im Grauen der Zeit. Erquickend auch, als uns der örtliche Frauenchor an einem der Feiertage die Lieder sang: „Auf Adlers Flügeln getragen“ und „Weiß ich den Weg auch nicht, Du weißt ihn wohl“.

Dann wieder Abschied von den letzten Gliedern der Gemeinde. Wieder unsäglich mühevoller Reise über Erfurt, Nordhausen, Wernigerode. Und dann nach weiteren abenteuerlichen Fahrten über Lüneburg nach dem lieben Schwabenland, wo der Oberkirchenrat Stuttgart so schnell und freundlich die Tür auf tat zu neuer Arbeit in neuer Heimat, die im Juli 1947 angetreten werden konnte.

Vorbei! Vorbei! — Aber des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit!

Bruno Poguntke

(früher Jannowitz, jetzt Nagold, Schwarzwald)

V. Durch die Tschedei

Es waren Tage höchster Spannung und Erwartung, als im Februar 1945 der *Flüchtlingsstrom* auch durch unsere Ortschaft ging. Ein endloser Zug von Wagen und Fußgängern, von großen Rinder- und Schafherden bewegte sich vom Zobten her in unser Dorf. Es war bitter kalt und der Schneesturm fegte über die Felder. Ich entsinne mich noch an eine Nacht, da wir etwa 3000 Flüchtlinge in unseren Häusern beherbergten, während andere, die nicht mehr Raum fanden, die Nacht im Freien zubringen mußten. Ein alter Mann war auf dem Wege von Kl. Bielau nach Seiferdau im Wagen erfroren. Ich habe ihn auf unserem Friedhof beerdigt ohne Grabgeleit, selbst seine Frau konnte an der Beerdigung nicht teilnehmen, weil sie sonst ihren Treck verloren hätte.

Bald schlug auch für uns die Stunde, da wir die Heimat verlassen mußten. Wir hatten viel Einquartierung im Pfarrhaus. Es war Mitter-

nacht — am 13. Februar —, da haben wir unsere Gäste bewirtet, die am nächsten Morgen abrücken sollten. Diese Nacht war auch für uns die *letzte Nacht in der Heimat*. Um 2.45 Uhr weckte uns der Wachtmeister mit der Nachricht: „Die Russen sind da, mit 35 Panzern sind sie im Anrollen auf Groß-Merzdorf“, unsere Bahnstation. Das war für uns das Signal zum Abmarsch. — Ich selbst habe den Bürgermeister geweckt, der schon alles für den Treck vorbereitet hatte. Er war schon Tage zuvor befohlen worden. Ich habe das Dorf alarmiert, im Morgenrauen sind wir losgezogen — ein Treck mit etwa 35 Gespannen — auf der Straße nach Groß-Merzdorf in der Richtung nach Schweidnitz, weil wir inzwischen gehört hatten, daß der Feind abgeschlagen worden war. Unterwegs trafen wir mit anderen Trecks zusammen, auch die Bewohner der anderen Dörfer meiner Gemeinde waren schon unterwegs. Ein geschlossener Abzug unserer evangelischen Gemeinde war nicht möglich, da wir eine Diaspora-Gemeinde bildeten und zwei Drittel aller Bewohner Katholiken waren. — Die erste Station machten wir in Oberweißtritz, wir übernachteten dort auf einem Strohlager in einem Jugendheim. Die nächste Station war Wüstegiersdorf. Von dort aus zogen wir über das stark vereiste Gebirge bis nach Braunau. Immer weiter ging es vorwärts ins böhmische Land, wir zogen durch Nachod, Skalitz nach Königgrätz. Das war also der Weg, auf dem die preußischen Truppen im Jahre 1866 marschiert sind. Von den Anhöhen bei Königgrätz hatte man einen weiten Rundblick. Da lag vor uns das Schlachtfeld, auf dem der preußische Sieg errungen worden war — und jetzt sahen wir die größte Niederlage der Deutschen in ihrer Geschichte vor uns: auf allen Straßen, so weit man sehen konnte, Wagen an Wagen und Mensch an Mensch, *ein geschlagenes, vertriebenes Volk in einem fremden Lande*. Überall in den Dörfern und Städten, wo wir durchzogen, standen die Tschechen auf den Straßen. Wie haben sie uns angeschaut? — teils voller Mitleid, aber auch höhnisch, voller Verachtung. Immer sind wir gelaufen, manchmal 20 bis 30 Kilometer am Tage, oft mußten wir über hohe Berge. Die Pferde und die Ochsen konnten kaum noch weiter, da mußte jeder schieben helfen, nur die Kranken und die kleinen Kinder sind gefahren. Einmal geschah es, daß ich beinahe meinen Treck verlor. Beim Übergang vom Sudetenland ins tschechische Gebiet, war ich an einem Abend vorausgegangen, um in der nächsten Stadt Quartier für die Pferde und die Wagen zu besorgen. Es wurde Nacht, mein Treck kam nicht. Die Pferde hatten wegen des Glatteises die Wagen nicht über den Berg ziehen können. Ich irrte in der fremden Stadt umher, bis ich schließlich in einer von Flüchtlingen vollgestopften Schule mir noch ein Plätzchen am Rande eines Strohlagers erbetteln konnte. Welch ein Glück war es für mich, daß mein Treck doch noch am nächsten Tage auf einem anderen Wege in die Stadt gelangte. Ich wäre sonst, wie es

so vielen Flüchtlingen ergangen ist, gänzlich von meinem Treck getrennt worden. Ich habe später einmal eine Frau meiner Gemeinde beerdigen müssen, die noch in der Heimat die goldene Hochzeit gefeiert hat und dann einsam von ihrem Manne getrennt in einem tschechischen Dorf sterben mußte. Ihr Mann war zurückgeblieben, um die Pferde beschlagen zu lassen, und hatte dann die Verbindung mit unserem Treck verloren.

Leider machte sich bei mir nach den auf Strohlagern verbrachten Nächten ein Bronchialkatarrh bemerkbar; ich konnte den vielen Staub nicht vertragen. Es stellte sich Fieber ein und es bestand die Gefahr einer Lungenentzündung. So bemühte ich mich darum, in den tschechischen Wohnungen Nachtquartier zu bekommen. Dabei habe ich auch *evangelische Pfarrer der „böhmischen Brüder“* aufgesucht. Bei einem derselben habe ich mit meiner Frau in seiner Studierstube auf Matratzen ein schönes warmes Lager gefunden. Ein andermal übernachteten wir bei einer Bauernfamilie der „böhmischen Brüder“, und zwar war es, wie ich später erfuhr, die älteste Familie unter den Nachkommen der „böhmischen Brüder“ aus der Gründungszeit. Da meine Frau in Vertretung der Krankenschwester einen Koffer mit Medikamenten mitgenommen und überall, wo Not war, den Kranken geholfen hatte, wurde sie auch von den Tschechen in Anspruch genommen und auch manchmal noch in der Nacht zu den Kranken gerufen. Es zeigte sich, daß *ein friedliches Zusammenleben von Deutschen und Tschechen, wie es Jahrhunderte lang bestanden hat, auch damals noch möglich war.* Ein Beispiel dieser Völkergemeinschaft habe ich selbst in eigenartiger Weise erlebt. Ein lieber „Böhmischer Bruder“, den ich aufgesucht hatte, erzählte mir, daß er in Halle Theologie studiert habe. Bald stellte sich heraus, daß er wie ich selbst dem dortigen christlichen Wingolf angehörte. Wie hat er mich da so brüderlich angedredet und freundlich bewirtet! Wir zogen Arm in Arm von dem Dorf, wo er wohnte, zu dem Dorf, in dem ich mein Quartier hatte. Doch habe ich auch erfahren, daß selbst Pfarrer der „Böhmischen Brüder“ mit Fanatismus ihr Tschechentum vertraten. Ich besuchte einen derselben und bat ihn, mir seine Kirche zu zeigen, was er auch getan hat. Die Kirche hatte nur einen Schmuck, nur das eine Zeichen der Brudereinigkeit: den Kelch. Bei unserem Gespräch, das sich an diese Besichtigung der Kirche anschloß, merkte ich bald, daß ihm mein Besuch wenig angenehm war. Er war empört über die Deutschen und rühmte das große tschechische Volk. Bezeichnend für sein *tschechisches Selbstbewußtsein* war sein Ausspruch: „Berlin ist tschechisch sowohl dem Namen als auch der Bevölkerung nach.“ Von einer gebildeten tschechischen Lehrerin, bei der wir einkehrten, erfuhr ich auch, daß „die Tschechen unter Kaiser Karl IV. die Hegemonie über Deutschland gehabt hätten.“ Wenn solche Vorstellungen unter den Tschechen verbreitet sind, können wir Deut-

schen uns nicht wundern, wenn die großslawische Bewegung den Drang nach Westen hat.

Solange wir uns bei unserer Flucht durch die Tschechei noch unter deutscher Oberleitung befanden, fühlten wir uns trotz mancherlei Anfeindungen, die wir von den Tschechen erfuhren, doch in Sicherheit. Das änderte sich, als wir *immer weiter in die Tschechei* bis südwestlich Prag geleitet wurden. Bisher war unser Treck immer geschlossen beieinander geblieben. Am 13. März — also genau einen Monat nach unserem Aufbruch — hieß es auf einmal: „Der Treck wird aufgeteilt.“ Tschechische Beamte traten an uns heran und bestimmten über uns. Wir gelangten mit sieben Gespannen in eine kleine Stadt Jinetz. Wir kamen uns wie verraten und verkauft vor. Unsre Inspektorfrau, die sonst so tapfer gewesen war, fing an bitterlich zu weinen, als wenn sie gehnt hätte, was uns dort noch bevorstand. Meine Frau hat still gebetet: „Ach Gott, gib uns doch ein Zeichen, an dem wir erkennen, daß wir nicht ganz verloren sind.“ Dieses Zeichen wurde uns alsbald gegeben: Da, als wir in Jinetz einfuhren, kam ein Auto an uns vorbeigefahren, in dem ein deutscher Major, ein Ritterkreuzträger, saß. Er hat den Namen „Seiferdau“ an unserem Wagen gelesen; er läßt halten und fragt an: „Ist hier etwa ein Pastor Kilger bei dem Treck?“ Dieser Major, Franke mit Namen, war ein Kamerad meines ältesten Sohnes Hermann, Hauptmann beim Liegnitzer Artillerie-Regiment. Er hatte auch meinen jüngsten Sohn Manfred im selben Regiment als Fahnenjunker ausgebildet. Wir begrüßten uns herzlich. Der Major verschaffte uns ein Hotelzimmer, wo wir endlich wieder einmal in einem richtigen Bett schlafen konnten. Wir erkundigten uns bei dem Major, ob er etwas über den Verbleib meiner Söhne wüßte. Da meinte er: es sei wohl möglich, daß sich Manfred in der Nähe befände, denn es wäre hier in der Gegend ein großes Artillerielager untergebracht. Und wirklich: es kam uns vor wie ein Wunder —, als ich nach zwei Tagen von einer Beerdigung, die ich in einem Nachbardorf gehalten hatte, zurückkam, saß Manfred in unserer Stube, die wir bei einer Tschechenfamilie bezogen hatten. Er war soeben als Oberleutnant mit seiner Ersatzbatterie von Pommern, wo er aus den Kämpfen mit den Russen herausgezogen worden war, über Berlin, Dresden in das Artillerie-Lager transportiert worden. Wir sahen so deutlich *die wunderbare Führung Gottes*; denn von Manfred erfuhren wir etwas über den Verbleib unserer vier Töchter. Er hatte eine Postkarte von meiner zweitältesten Tochter bekommen auf der sie schrieb, daß sie nach Gablonz führe, wo sich meine älteste Tochter befand, die mit dem Roten-Kreuz-Zug aus Schweidnitz dorthin gebracht worden war; auch meine zwei jüngsten Töchter, die wir der Sicherheit halber früher nach Schreiberhau zu ihrer Großmutter geschickt hatten, hatten sich dahin begeben. Nun war es nur möglich durch Vermittlung des Gene-

rals vom Art.-Lager meine vier Töchter nach Jinetz kommen zu lassen. Etwa sechs Wochen haben wir in Jinetz gewohnt. Die Tschechen haben uns in zuvorkommender Weise behandelt, vor allen die Eheleute, bei denen wir Eltern wohnten, fromme katholische Christen, die uns ihre Wohnstube als Schlafraum eingerichtet hatten, wobei die Frau in der Küche schlafen mußte. Die Frau hat uns geradezu mütterlich versorgt, das reichliche Frühstück selbst bereitet und uns ans Bett gebracht. Bei allem Schrecklichen, das wir später erlebten, dürfen wir doch *nicht vergessen, wie viel Güte und Barmherzigkeit wir auch von Tschechen erfahren haben.*

Auf dem tschechischen Bürgermeisteramt wurde mir gesagt: „Bleiben Sie hier und warten Sie in Ruhe ab, bis der Krieg zu Ende ist. Es geschieht Ihnen nichts.“ — Trotzdem trauten wir dem Frieden nicht; es war vorgekommen, daß in einem der benachbarten Dörfer Partisanen in die Wohnungen der Deutschen eindrangen und sie völlig ausplünderten. Wir mußten damit rechnen, daß bei einem Umsturz alle Deutschen interniert wurden. Eine Rückkehr nach Schlesien war in jener Gegend kaum noch möglich. Deshalb wurde von der Treckleitung ein Abmarsch nach Bayern vorbereitet. Da die Trecks am Tage von feindlichen Tieffliegern beschossen wurden, mußten wir in der Nacht losziehen. Zu unserer Bewachung wurden uns deutsche Mannschaften mit geladenen Gewehren mitgegeben. Bald merkten wir, wie nötig diese Bewachung war; denn große Haufen von Tschechen standen aufgeregt an den Straßen und sangen ihre tschechischen Lieder. In Pzibram wurden wir aus den Gastwirtschaften, wo wir in der Nacht Zuflucht suchten, herausgetrieben. Der Ausmarsch kam zum Stocken, da die Grenze schon von Amerikanern besetzt war und die Trecks von tschechischen Agenten zurückkommandiert wurden. So verstopften sich die Straßen durch die Trecks, die heraus und wieder hereinzogen. In Milin wurden, wie mir ein deutscher Landeshauptmann erzählte, von einem tschechischen Sender amerikanische Flieger herbeigerufen, die Bomben in die vollgepfropften Straßen warfen. Man zählte 30 tote Menschen und etwa 200 tote Pferde und Ochsen. Ich habe selbst auf dem Schlachthof in Pzibram einen Teil der toten Ochsen liegen sehen. In einer Versammlung der Treckleiter wurde die Lage besprochen. Ich bat dringend darum, daß wir auf jeden Fall weiter marschieren, wenigstens versuchen sollten, ins Sudetenland zu gelangen, da wir bei einem Umsturz, der bald zu erwarten sei, sofort in ein Internierungslager gebracht werden würden. Der Parteimann, der die Oberleitung aller Trecks hatte, erklärte mir: „So etwas kommt nicht in Frage, so weit sind wir noch lange nicht.“ Ich habe ihn später in einem Lager wieder gesehen. Er lag mit zerschlagenen Rippen auf der Erde und sagte mir: „Sie haben doch recht gehabt.“ — So mußten wir zurück, mitten im Schneetreiben zogen wir dieselbe Straße, auf der wir gekommen

waren, es war eine stockfinstere Nacht vor dem 1. Mai. Ich mußte mich am Rande eines Wagens festhalten, damit ich nicht abstürzte. Da kam zu uns die Kunde: „Hitler ist tot.“ Nun wußten wir, was die Glocke geschlagen hatte. Als wir nach Jinetz kamen, durften wir nicht in unsere bisherigen Wohnungen gehen, wir wurden — etwa 500 Personen von durcheinander gewürfelten Trecks — in ein früheres Hitler-Jugend-Lager gebracht, wo wir abgeschlossen und bewacht wurden. Der General hatte mir versprochen, uns Flüchtlinge, falls die Artillerie abrückte, mitzunehmen; aber das war anscheinend nicht möglich gewesen. Die Truppen mußten plötzlich über Nacht abrücken, da die in der Nähe stationierten *Wlassow-Truppen zu den Tschechen übergingen und feindlich gegen die Deutschen vorgingen*. Wir erlebten den Einmarsch dieser Truppen in Jinetz. Meine Frau und Tochter, die eine aus dem Krankenhaus entlassene Frau meiner Gemeinde ins Nachbardorf begleiteten, wurden dort von den Tschechen, obgleich sie einen Ausweis vom Bürgermeister hatten, aufgegriffen und den Russen übergeben. Nur dem besonnenen und energischen Verhalten meiner Frau ist es zu verdanken, daß meine Tochter dabei verschont blieb. Der russische Kommandant ließ sich dazu bewegen, einen Durchlaßschein wieder zurück nach Jinetz auszustellen. Unterdeß erlebte ich im Lager das Eindringen eines Russen, der von den Tschechen herbeigeholt worden war. Da der leitende Parteimann sich versteckt hatte, mußte ich mit dem Russen, einem Mongolen, der schreckenerregend aussah, verhandeln. Er bedrohte mich mit dem Gewehr und behauptete: es wären Waffen im Lager versteckt. Da die SS zuvor einige Tage im Lager gewesen war, war dies nicht ausgeschlossen. Nun wurde ich dafür verantwortlich gemacht; ich mußte einen großen Sandhaufen umgraben und nach Waffen suchen. Es haben sich aber keine Waffen gefunden. Der Russe befahl uns, wir sollten uns für zwei Uhr nachmittag zum Abmarsch in den Wald bereit machen. Die Wagen unseres Trecks, die auf dem Marktplatz standen, waren inzwischen ausgeplündert worden. Die Pferde und Ochsen wurden uns weggenommen. Da ich nun das Schlimmste für unseren Treck befürchten mußte, begab ich mich zu der dem Lager gegenüberliegenden tschechischen Wache. Ich bat darum, daß man mich zum Bürgermeister führe. Dies geschah auch. Auf dem Bürgermeisteramt bemerkte ich sofort die veränderte Situation. Männer mit der Sowjet-Binde am Arm, den Gewehrkolben an der Schulter, hatten dort das Kommando. Der Bürgermeister und die übrigen Beamten hatten nichts mehr zu sagen. Ich bat um Schutz für unser deutsches Lager und verwies darauf, daß uns dieser Schutz zugesagt worden wäre. Ein kommunistischer Bahnbeamter sagte zu mir: „Herr Pfarrer, ich kenne Sie, ich werde für diesen Schutz sorgen.“ *Er hat sein Wort gehalten*. Wir bekamen tschechische Mannschaften, die uns gut behandelten und uns vor den Bedrohungen und Mißhandlungen

eindringender Tschechen bewahrten. Wir brauchten zunächst nicht abzurücken; aber dann kam der Befehl zum Ausmarsch. Durchs Radio war die Nachricht aus Prag gekommen: „Die deutschen Flüchtlinge sind auf dem schnellsten Wege nach Deutschland zu befördern.“ Wie das gemeint war, sollte sich bald herausstellen. Früh um 6 Uhr brachen wir auf. Ich bin noch durch die Zimmer gegangen und habe den Leuten Verhaltensmaßregeln gegeben. Ruhig und würdig sollten sie ihres Weges gehen, nur nicht lachen oder, wenn sie beschimpft und geschlagen würden, nichts dawiderreden, wodurch sie die Tschechen nur noch mehr reizen würden. Acht Kilometer weit sind wir unter der Bedeckung der tschechischen Mannschaft bis nach Horschowitz unangefochten gelangt. Dort bekamen wir andere Mannschaften, junge Leute nur mit Knüppeln bewaffnet. Ein tschechischer Polizist hatte einer Frau meiner Gemeinde mitgeteilt: Dr. Hacha hat beim amerikanischen Oberbefehlshaber angefragt: was mit den Deutschen geschehen soll, die sich in der Tschechei befinden. Er habe zur Antwort gegeben: „Das Militär wird interniert, die Zivilbevölkerung zusammengeschossen.“ Eine Bestätigung dieses Bescheids war das Wort eines tschechischen Offiziers in Horschowitz, der zu uns sagte: „Wartet nur Ihr Deutschen, was die Amerikaner mit Euch machen werden, wenn Ihr an die Grenze kommt!“ Nach einem kurzen Aufenthalt mußten wir weiter ziehen; wir wurden allmählich in Trab gebracht. „Immer schneller, immer schneller“ hieß es. — Da kamen wir an einem Teich vorüber, in dem junge Leute badeten. Wir sahen nur, wie sie sich schnell anzogen, sich aus den Büschen Stöcke abschnitten und hinter uns herjagten. *Nun bekamen wir unsere Schläge.* Nur nichts dawider reden, rief ich den Leuten zu; doch meine Tochter hatte etwas dagegen gesagt. Schon bekam sie schwere Knüppelschläge über den Rücken und Kopf, daß ich mich nach ihr umsah. Im Nu war die Bestie auch bei mir und gab mir Schläge mit der Hand auf den Kopf, daß mir die Sinne schwanden. Der Hut flog in den Straßengraben; ich durfte es nicht wagen ihn aufzuheben. Sonst hätte man mich zertreten. Auch meine Frau und die anderen Töchter bekamen ihre Schläge. Am schlimmsten erging es Flüchtlingen aus Ostpreußen; ein alter Mann von etwa 75 Jahren saß auf einem Handwagen, der von seinen zwei Enkeltöchtern gezogen wurde. Da sprang ein Tscheche hinzu, riß ihn vom Wagen herunter und rief: „Wirst du laufen, du Hund.“ Die Enkeltöchter haben dann den Großvater getragen und wurden dann so furchtbar geschlagen, daß eine von ihnen, wie man später erzählte, an den Folgen der Mißhandlung gestorben ist. Noch schlimmer erging es einer Mutter mit zwei kleinen Kindern von etwa sieben und acht Jahren. Wie tapfer sind diese Kinder gelaufen. Der Mutter aber hat man ins Gesicht geschlagen, daß es ganz blutunterlaufen war. — *Wir sind gelaufen ohne Rast und Ruh bis spät in die Nacht.* Wie wir in

den Wald kamen, wurden wir Männer herausgerufen, alle Stöcke und Taschenmesser mußten wir hergeben, dann mußten wir zu Vieren antreten und uns einhaken — die Mannschaften entsicherten ihre Revolver — so wurden wir auf eine Wiese geführt. Wir dachten nichts anderes, als daß wir erschossen werden sollten; aber es war nur ein *grausames Spiel, das man mit uns trieb*. Wir älteren Leute durften wieder zurückkehren zu unseren Angehörigen. In der Nacht zwischen ein und zwei Uhr waren wir endlich zu unserem Ziel gelangt. Etwa 50 Kilometer weit muß der Weg gewesen sein, auf dem wir kreuz und quer durch das Waldgebirge im schnellsten Tempo vorwärts getrieben worden waren. In Rokitzau wurde Halt gemacht. In einem großen Saal durften wir uns auf der blanken Diele niederlegen. In der Nacht hörten wir Weinen und Jammern der Verwundeten. Am Morgen erfuhren wir, daß die junge Frau, die so sehr geschlagen worden war, ihren Kindern und sich selbst die Pulsadern durchschnitten hatte. O daß sie doch noch bis zum Morgen ausgeharrt hätte, wo uns Hilfe zuteil wurde! Ein junger Tscheche übernahm die Leitung unseres Trecks. *Es war ein evangelischer Christ, der viel Mitgefühl mit den deutschen Flüchtlingen hatte*. Er sagte mir: „Ich habe gestern mit angesehen, wie man zwei deutsche SS-Leute zu Tode gehetzt hat. Vor diesem Schicksal will ich Sie bewahren.“ Er hat alles versucht, um uns auf dem Wege über das Sudetenland nach Deutschland zu bringen; aber es war vergeblich. — In einem kleinen Walde mußten wir Halt machen, weil die Straße weiter im Westen von amerikanischen Mannschaften gesperrt war. Ein Offizier erklärte uns: „wir müßten wieder dahin zurück, von wo wir hergekommen seien.“ Ich gab zur Antwort: „Wir sind völlig erschöpft. Sie können uns erschießen, aber zurück können wir nicht mehr.“ In den Wäldern hörten wir fortgesetzt Gewehrsalven; man sagte uns, dort würden flüchtende deutsche Soldaten erschossen. Unser hilfsbereiter Tscheche ging mit meiner Frau und Tochter ins nahe Dorf, um einen anderen Weg auszukundschaften. Dort waren andere amerikanische Offiziere sehr entgegenkommend. Wir bekamen Lebensmittel und ein Offizier gab meiner Tochter einen Paß für unseren Durchzug nach Deutschland. Leider hat dieser Paß uns auch nicht helfen können. Bei unserem Weitermarsch gelangten wir auf die Straße nach Pilsen. Wir hatten gehört, daß es dort den Deutschen sehr schlimm ergangen wäre. Ich hielt darum ein vorbeifahrendes amerikanisches Militär-Auto an und zeigte dem Offizier den Paß, den meine Tochter erhalten hatte. Er erklärte mir: „Dieser Paß kann Ihnen nichts nützen, alle Trecks müssen nach Pilsen, weil Sie sonst gar keinen Schutz haben.“ Ich bat ihn: „Wir hätten gehört, daß die Deutschen in Pilsen geschlagen würden, er möchte dafür sorgen, daß das nicht geschieht.“ Er hat mir dies versprochen und sein Versprechen gehalten. Als wir durch die Straßen

von Pilsen von unserer tschechischen Mannschaft im schnellen Tempo getrieben wurden, damit uns die Volksmenge nichts anhaben sollte, mußten wir vor einer Kaserne halten. Es kam ein amerikanischer Offizier vorgefahren, der mich heranrief und mir erklärte: „In fünf Minuten werden Sie erfahren, was los ist.“ Nach fünf Minuten kam ein amerikanischer Mannschaftswagen. Wir durften *unter amerikanischer Bedeckung*, voran ich als Pfarrer, neben mir der amerikanische Wachtmeister in langsamen Schritt durch die Straßen Pilsens ziehen. Die feindliche Haltung der Menge war deutlich zu sehen, aber es geschah uns nichts. Man sagte uns: Wir wären der erste deutsche Treck gewesen, der nicht in Pilsen verprügelt worden wäre. Schon glaubten wir, unsere Leidenszeit wäre nun vorüber, aber wir täuschten uns. Das Schlimmste stand uns noch bevor. Wir wurden zuerst auf den großen Sportplatz in Pilsen geführt, wo wir hinter Stacheldraht bewacht wurden. Dort wurden wir auch, so weit es noch nicht geschehen war, ausgeplündert. Ich selbst habe dabei meine goldene Uhr verloren. Wir kampierten in Pferdeställen, wo nachts die Russen und Neger eindringen, um sich Mädchen und Frauen als Beute zu holen. Diese Heimsuchung ist gnädig an uns vorübergegangen. Ein deutscher Arzt vom Roten Kreuz nahm Verbindung auf mit einem jungen tschechischen Offizier, dessen Onkel ein Minister in Prag war; aber er konnte uns auch nicht helfen. Wir wurden eines Tages mit Lastwagen in das Karlo-Lager bei Pilsen befördert. Dort wurden wir, die Männer und Frauen von einander geschieden, in Baracken untergebracht, die so überfüllt waren, daß immer zwei Mann auf einem Bett liegen mußten, obendrein in zwei Etagen übereinander. Wir bekamen nur fünfzig Gramm Brot und einen halben Topf voll Suppe mit sechs Gramm Fett darin an einem Tag — bei *schwerster Arbeit*, die geleistet werden mußte. Ich selbst hatte als herzkranker Mann nur Lagerdienst zu tun; aber an einem Tage mußte ich doch mit zur Arbeit in die Skoda-Werke gehen, d. h. wir wurden zur Arbeit getrieben, die ältesten Männer voran. Ein Greis, der nicht schnell genug laufen konnte, bekam einen Faustschlag in den Rücken, daß er zusammenbrach. Wir mußten schwere Maschinenteile ins Freie schleppen. Ein Tscheche, der es gut mit uns meinte, hat uns einen Krug mit Wasser gebracht, daß wir wenigstens unseren Durst löschen konnten.

Meine Frau lag mit unseren Töchtern in einer Frauen-Baracke. Da die Baracke überfüllt war, mußte meine Frau auf der Diele schlafen. *Das Schlimmste waren die Nächte.* Da ließen die Tschechen, um die Deutschen zu quälen, Neger in die Frauen-Baracke einsteigen. Es war ein furchtbarer Jammer. Meine Frau hat die Neger abgewehrt und unsre Töchter hatten sich unter die Betten versteckt, daß ihnen nichts geschah. Auch unsre Töchter haben Aufräumarbeiten leisten müssen, meine jüngste Tochter, 13 Jahre alt, hat einmal einen Tag über

eine schwere Karre mit Schutt schieben müssen. — In den Männer-Baracken wurden nachts die Hitlerjungen aus den Betten geholt, im Lager umhergejagt und dabei geschlagen. Einen Knaben habe ich mit zerschlagenem Rücken in der Baracke liegen sehen. In einer anderen Baracke hat man zwei SS-Männer mit Gummiknüppel täglich geschlagen und schließlich zu Tode geprügelt. Ich habe durch das Rote Kreuz Zugang erlangt zum tschechischen Lager-Kommandanten und bekam als Pfarrer die Erlaubnis auch die Frauen-Baracke zu besuchen. Ich habe zwei Kinder getauft, deren Mütter fest im Glauben standen. Als wir Gott um Hilfe anflehten, erlebten wir ein paar Stunden darnach, daß uns eine Hilfe zuteil wurde. Die Fettration wurde von 6 auf 18 Gramm erhöht, auch bekamen die Mütter von Säuglingen noch besonders Suppe aus der Küche. Einem zwanzigjährigen blühenden Mädchen, das bei einem Bombenangriff ein Bein verloren hatte, gab ich das heilige Abendmahl. Es stammte aus dem Elsaß. Wer weiß, ob es die Heimat noch einmal wieder gesehen hat. Den Kommandanten habe ich gebeten, doch für bessere Ernährung der Flüchtlinge zu sorgen. Er versprach es mir: „In vierzehn Tagen wird es besser.“ Ich gab ihm zur Antwort: „Wenn ich da noch lebe.“ *So schlimm stand es damals mit unserem Ernährungszustand.* Einmal wurden wir nachts um 1/410 Uhr in unserer Baracke durch den Ruf geweckt: „Alle Schlesier müssen heraustreten.“ Es hieß, wir könnten nach Schlesien zurückkehren; es war aber nur ein blinder Alarm. Als ich mein Lager wieder aufsuchte, waren mir meine Mütze, Schal und Strickweste entwendet worden, wahrscheinlich von meinem Nachbarn zur Linken. So hat mir dieser Alarm nichts gutes eingebracht. Ein andermal aber erhielten wir den Bescheid: 100 Personen, darunter unsere Familie, dürfen das Lager verlassen. Glücklicherweise zogen wir unsere Straße in der Hoffnung, nun bald nach Deutschland zu kommen; aber als wir etwa 20 Kilometer weit nach dem Westen gelaufen waren, wurde uns von den Amerikanern der Weg versperrt. Eine tschechisch-amerikanische Division hielt gerade damals unter dem Jubel der Bevölkerung ihren Einzug. Wir mußten zwei Nächte im Freien zubringen und dann wieder — mit anderen Flüchtlingen zusammen etwa 500 Personen — nach Pilsen zurückmarschieren, wo wir in der Boris-Kaserne untergebracht wurden. Es war dort ein internationales Lager. Als wir Deutschen dort anlangten, sagte man uns: „Die Deutschen bekommen nichts zu essen“; aber die Russen in der Küche hatten Erbarmen mit uns; man hat uns nicht hungern lassen. Wir hatten uns in einem Pferdestall einquartiert, dessen Dach zerschossen war. Auf dem Mist mußten wir uns niederlegen. Da meine Frau merkte, daß die Russen es auf die Frauen und Mädchen abgesehen hatten, bat sie dieselben, uns doch in Ruhe zu lassen, da wir völlig erschöpft seien. Da hat ein Russe die Tür mit Draht zugebunden. Die erste Nacht ging gnädig vorüber. Am Morgen stand meine

Frau, die wegen der drohenden Gefahr die ganze Nacht über gewacht hatte, neben mir und bat mich um Herztropfen. Da fiel sie plötzlich in eine schwere Ohnmacht. Wir mußten sie dort im Stalle auf den Mist hinlegen und glaubten schon, ihr Ende wäre gekommen. Das geschah am heiligen Pfingsttage; doch *wo die Not am größten ist, ist Gottes Hilfe am nächsten*. Wenige Minuten nach diesem Vorfall erschien ein amerikanischer Oberst mit seinem Adjutanten in dem Stall, um das Lager zu besichtigen. Er sah meine Frau liegen; ein Studienrat, der gut englisch sprechen konnte, schilderte ihm, wie es unserer Familie ergangen war. Daraufhin wurde uns ein Zimmer auf der tschechischen Kommandantur zugewiesen. Wir entrannen damit einem furchtbaren Schicksal. Denn in der nächsten Nacht brachen die Russen in den Stall ein und haben die Frauen und Mädchen auf den Heuboden geschleppt und vergewaltigt.

Wenn sich unsere Lage auch gebessert hatte, befanden wir uns immer noch wie in einem Gefängnis. Ich begab mich deshalb mit Erlaubnis des tschechischen Lagerkommandanten, begleitet von dem Studienrat zu der amerikanischen Kommandantur von Pilsen. Dort erfuhren wir, daß die Deutschen aus der Boris-Kaserne herausgenommen und nach Staab im Sudetenland befördert werden sollten. Auf Lastwagen wurden wir dahin gefahren und etwa 1000 Männer, Frauen und Kinder daselbst in einer großen Mühle untergebracht. So dicht wie die Heringe nebeneinander gedrängt lagen die Leute zumeist auf dem Boden oder auf Matratzen, die wir den Heeresbeständen entnahmen. Wenn ich nachts hinaus mußte — was zuweilen drei- bis viermal geschah — habe ich manchmal auf Köpfe und Arme getreten. Als wir, um Luft zu schöpfen, durch die Fenster auf ein breites Dach eines Nebengebäudes traten, wurden von den Tschechen die Fenster mit Eisenstangen verriegelt. So waren wir auch hier wie in einem Gefängnis eingeschlossen. Da war uns ein ganz besonderer Trost die Losung an meinem Geburtstage, dem 29. Mai: „Wir haben desto fester das prophetische Wort und ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint an einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in eurem Herzen.“ 2. Petr. 1, 19. Meine Frau erhielt die Erlaubnis, zusammen mit anderen Frauen in der Gegend Kräuter zu sammeln. Da hat sie davon den Kranken Tee gekocht, der ihnen sehr wohl getan hat. Ich habe ein Kind beerdigt, das im Lager gestorben war. Da erzählte mir eine der Flüchtlingsfrauen nach der Beerdigung, wie es ihr ergangen war. Bei Königgrätz hat der SS-Brigadegeneral, wie sie selbst gehört hat, gesagt: „Wir können nicht weiter kämpfen, sonst gefährden wir die Flüchtlinge.“ Aber als er die Waffen ausgeliefert hatte, begann das Morden durch die Tschechen. Von ihrem Treck wurden drei Mann aus einem Wagen, darunter ihr Mann, vor ihren Augen erschossen. Ihre Tochter, die zum Schutz vor ihrem Vater die

Hände erhoben hatte, wurde durch die Hand geschossen. Ein besonders trauriges Erlebnis erzählte mir eine Krankenschwester, die schon sechs Jahre lang im Frauendienst bei den Tschechen gearbeitet hatte. Sie mußte es mit ansehen, was mit einem Bataillon junger 17jähriger Rekruten geschah, dessen Kommandant auch die Waffen an die Tschechen ausgeliefert hatte. Die jungen Leute wurden auf einem großen Schafhof zusammengetrieben und vor den Augen der Flüchtlinge so lange geschlagen, bis sie zusammenbrachen, dann mit kaltem Wasser begossen, daß sie wieder hochkamen. Zuletzt mußten sie ihr Grab graben und wurden mit Genickschuß erledigt. Die Schwester war noch wie völlig erstarrt von diesem Erlebnis. Über die Vorgänge in Prag nach Abmarsch der deutschen Truppen hat mir ein Augenzeuge berichtet, ein Steinmetz, der als Lazarettgehilfe in Prag Dienst getan hat. Er zeigte mir sieben Schuß an seinem Körper, die er durch Maschinengewehrfeuer bekommen hat, und sagte mir: „Ich bin ein Märtyrer“. Etwa 40 000 bis 60 000 Deutsche, Männer, Frauen und Kinder, seien aus den Krankenhäusern und Lazaretten herausgetrieben worden. Auf den Straßen und Plätzen wären Panzerfaust, Panzerschreck und Maschinengewehre aufgestellt gewesen, die in die Menschenmassen hineingeschossen hätten. „Die Köpfe seien nur so geflogen.“ Wer noch am Leben war, wurde in Baracken gebracht und dort „gegeißelt“. Das Blut, das auf den Boden floß, hätten sie auflecken müssen.

Da wir selbst so viel *Grauenhaftes gesehen und erlebt* haben, was ich nicht alles wiedergeben kann, waren wir auf alles Mögliche gefaßt, was noch kommen konnte. Man sagte uns, daß 400 Zentner Kartoffeln, die zwei katholische Pfarrer für unser Lager gesammelt hätten, uns von den Tschechen vorenthalten würden. So war die Verpflegung in der Mühle zwar reichlicher als wir zuvor gehabt hatten — aber ganz einseitig. Sie bestand zumeist nur in Erbsensuppe und etwas angeschnittenem Brot aus den Heeresbeständen. So gab es viele Kranke im Lager. Besonders traurig war ein Todesfall. Ein Mann von der Hamburger Polizei-Feuerwehr, die ganz in unserer Nähe im Freien untergebracht war, hatte einem Kameraden bei schweren Brandwunden Blut gespendet. Nun mußte er bei dieser schlechten Ernährung hier in unserem Lager elend zu Grunde gehen. Ich habe ihn beerdigt. Wir haben ihn — ohne Sarg — in eine Decke gehüllt ins Grab gelegt und ich habe zu seinen Kameraden über das Wort gesprochen: „Niemand hat größere Liebe, als wer sein Leben läßt für seine Freunde.“ Dann haben wir das Lied vom guten Kameraden gesungen. Nach der Beerdigung bat mich der deutsche Lager-Kommandant: „Halten Sie uns doch bitte auch einen Gottesdienst in unserem Lager.“ Beim Gottesdienst auf dem Lagerhof, zu dem alle Insassen unseres Lagers und etwa 300 Mann von der Hamburger Polizeifeuerwehr erschienen waren, habe ich über die Sonntagsepistel 1. Joh. 3, 13—18 gepredigt, die mit

dem Satz beginnt: „Verwundert euch nicht, meine Brüder, ob euch die Welt hasset.“ Ich sprach über „den *Tatbeweis der Bruderliebe inmitten einer vom Haß erfüllten Welt.*“ Es war eine ergreifende Feier, viele Hände wurden mir hinterher zum Dank gereicht. Nach der Predigt sangen wir: „Ich bete an die Macht der Liebe“, ein wunderbares Bekenntnis der Deutschen, die vom Haß ihrer Feinde umgeben waren. Zum Schluß erinnerte ich an ein Wort, das ich am Neujahrstage in Seiferdau als Predigttext gewählt hatte in der Ahnung dessen, was wir im Jahre erleben würden: Luc. 21, 28 „Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, so sehet auf und erhebt eure Häupter in die Höhe darum, daß sich eure Erlösung naht.“ Dann haben wir um „eine nahe Erlösung“ gebeten. Als eine Erhörung dieses Gebetes habe ich es empfunden, als schon am Nachmittage desselben Tages ein Freudenruf durchs Lager ging: „Alle Leute, die nach Österreich oder Bayern gehören, sollen heraustreten.“ Der erste Transport ging ab. Am nächsten Morgen aber war der Jubel noch viel größer, als es hieß: „Es geht ein Transport ab nach Ulm.“ 20 mit Negern bemannte amerikanische Lastautos standen bereit zur Abfahrt. Da habe ich mich nicht lange besonnen. Nach Schlesien konnten wir von dort aus nicht gelangen. Nach Thüringen wären wir gern gezogen, weil in Eisenach eine Wohnung für unsere Familie bereit stand —, aber der Major sagte mir: „Hauen Sie ab! Die Hauptsache ist: hier heraus und nach Deutschland!“

Von mittags 12 Uhr an sind wir von der Tschechei in rasendem Tempo durch Bayern nach Ulm gefahren. Dort konnten wir bleiben; wir wurden bis nach Herrlingen auf der schwäbischen Alb gebracht. In der Nacht am 13. Juni um 2.00 Uhr wurden wir hier ausgeladen. Wie haben wir Gott gedankt! Nun waren wir wieder auf deutschem Boden und bald sind wir gastlich aufgenommen worden im lieben Schwabenland. Gottes Wege sind nicht unsere Wege, und Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken. *Wir müssen dahin gehen, wohin er uns führt.*

Johannes Kilger,

(früher Seiferdau, Kr. Schweidnitz, jetzt Leuzendorf (Württ.))

VI. Seelsorge mitten im Kampfgebiet

Die folgenden Zeilen wollen ein Mosaiksteinchen sein in dem Bilde, das unsere schlesische Heimat in den Monaten der Auflösung bot, als die Russen und dann die Polen Schlesien besetzten. In dieser Zeit, als eine *jede Gemeinde auf sich selbst gestellt* war, keine von der anderen etwas wußte, wir nicht ahnten, was in den anderen Teilen Schlesiens vor sich ging, da war *die Kirche der Ort und der Hort der Sammlung;*